

ratung. Er setzt sich mit der Frage, ob solche „vermittelte“ Kommunikation auch emotionalen Fragestellungen gerecht werden kann, auseinander, stellt Methoden der Online Supervision vor und reflektiert Herausforderungen und Perspektiven dieser zukunftssträchtigen Beratungsform. Dabei kommen neben der medialen Beratungskompetenz das Problem des Datenschutzes und der Kontraktierung in den Blick. Der Autor regt an, die verschiedenen medialen Supervisionserfahrungen auszutauschen und verstärkt die Chancen und Risiken für fachlich fundierte Supervision herauszuarbeiten.

Den Abschluss bilden ein Bericht zur **4. Bielefelder Fachtagung „Supervision in Zeiten der Beschleunigung“** und die dort gehaltenen Kurzreferate von Maija Becker-Kontio, Katharina Gröning und Gertrud Siller.

Wir wünschen anregende Stunden beim Lesen

Elke Grunewald und Inge Zimmer-Leinfelder

Karlheinz A. Geißler

Avanti Simultanti: Vergleichzeitigung als Lebensform

„Ah, dass ich nicht alle Menschen und überall bin!“
(PESSOA)

Hilfe, bitte helft mir, ich bin nicht up to date. Ganz sicher, ich hab's selbst überprüft und jeden Tag erleb' ich's neu. Mein Handy kann keine Fotos machen, und ich weiß nicht, wie man eine SMS verschickt. Unser Auto hat kein Multifunktionslenkrad, keinen Internetzugang und auch sonst keinen elektronischen Schnickschnack, mit dem man sich im Stau die Zeit vertreiben kann. Meine Uhr kann keine Mails empfangen, hat keine Temperaturanzeige, weder Kompass noch Pulsmesser. Der Wecker neben meinem Bett wartet immer noch auf eine Wlan-Verbindung, sodass ich allmorgendlich weiterhin nicht über die aktuelle Verkehrslage auf deutschen Autobahnen und über die Kursschwankungen an den Fernost-Börsen informiert bin. Ich weiß, es ist skandalös, dass ich bis heute nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit erreichbar bin. Ich gestehe es ungern ein, ich bin sogar so fahrlässig, meine Wohnung ohne Rufumstellung vom Festnetz aufs Mobiltelefon zu verlassen, und meine Nachbarn suche ich immer noch ohne jenes Gerät auf, das man zärtlich das „Navi“ nennt. Immer noch hat mich die Werbung nicht überzeugen können, eine jener „Quick and Easy“ Haarkuren zu kaufen, die mir den Zeitaufwand für eine Spülung nach dem Haarewaschen erspart; und – was mach ich nur falsch! – der Tele-Pizza-Service vermisst mich immer noch in seiner Kundenkartei, und weil ich keinen elektronischen Rezeptspeicher habe, sondern immer noch Kochbücher vorziehe, quält mich die Frage, ob jetzt vielleicht die Zeit gekommen ist, mir einen Platz im Seniorenstift zu besorgen.

So ist es denn kein Wunder, dass mich in immer kürzeren Abständen das Gefühl beschleicht, vom Zeitgeist irgendwann einmal links liegen gelassen worden zu sein. Wenn ich kein Fall für die Beratung bin, wer dann? Vielleicht erfahre ich ja dort, was ein Media-Service-Center ist und warum ich mir dort umgehend einen USB-Ethernet-Adapter besorgen soll, den man – so steht's in der Zeitung – braucht, um den einzigen USB-Port am Chumby One zu belegen. Beratung brauche ich auch deshalb, weil mir mein älterer Sohn dringend rät, mir einen RSS Reader zuzulegen, ich mich aber nicht traue, ihn zu fragen, was das ist. Ich schäme mich fast jeden Tag von neuem, wie früher in der Schule, wenn ich mal nicht mitgekommen bin. Zum Glück weiß ich noch von damals, wie man das mit dem Schämen überhaupt macht. Ich hab den Zug der Zeit verpasst und steh jetzt auf dem Abstellgleis. Ich fühl mich irgendwie abgeschoben! Wie konnte das nur passieren?

So ganz allmählich dämmert's mir. Ich hab schlichtweg das Verkehrte gelernt! Meine Eltern, meine Lehrer, alle haben sie mir nicht das beigebracht, was das Leben von mir heutzutage verlangt. Sie haben mir nie etwas von Wikis, Blogs und Facebook gesagt, und haben mir nicht beigebracht, wie Social Networking so funktioniert. Für die Schule, nicht für das Leben habe ich gelernt. Ich habe Bücher gelesen, in Lexika nachgeschlagen, und war ich bei der Rechtschreibung mal unsicher, dann hab ich in den Duden geschaut. Niemand hat mir in meiner Jugendzeit gesagt, dass man Bücher nicht liest, sondern hört, um nebenher noch anderes tun zu können; keiner mich darauf hingewiesen, dass man bei Wikipedia viel schneller an Informationen kommt als in kiloschweren Lexika, und dass elektronische Rechtschreibprogramme das Blättern im Duden überflüssig machen; all das hat man mir verschwiegen. Ich komm mir vor, wie eine Dampflok, die man auf dem Weg ins Technikmuseum ein lorbeergeschmücktes Schild umgehängt hat, auf dem steht: „Ich bin nun alt und bin bereit, zu weichen der modernen Zeit!“

Meine Eltern, meine Lehrer haben mich ermahnt: „Stell gefälligst die Musik aus, wenn Du Hausaufgaben machst!“ „Lies diese Geschichte erst fertig, bevor Du eine neue beginnst!“ „Jetzt haben wir Physik, Chemie ist erst in der übernächsten Stunde dran!“ Eins nach dem anderen soll ich machen, das haben sie mir eingebläut und versprochen haben sie mir, dass mir dann, wenn ich mich daran halte, im späteren Leben Lohn und ganz viel Anerkennung winken würden.

Eins nach dem anderen? Wirklich? Für was soll das heute gut sein? Meinen beiden Kindern – die, wie ich jüngst in der Zeitung lese, zur Generation der Web-Eingeborenen, der „Digital Natives“ gehören – kann ich damit nicht mehr kommen. Sie hören schon deshalb weder auf mich noch auf meine Ratschläge, weil sie entweder gerade telefonieren oder sich über einen Knopf im Ohr mit Musik beschallen lassen. Vergeblich bestehe ich darauf, dass sie Terminabsprachen auch einhalten: „Um vier Uhr habe ich Zeit, das und das mit Dir durchzusprechen,“ so lautet mein freundliches Angebot. Was geschieht: Jonas ruft gegen zehn vor vier an, informiert mich, dass ihm etwas Wichtiges „dazwischengekommen“ sei, und dass unser vereinbartes Treffen daher um eine halbe Stunde verschoben werden müsste. Ein andermal kommt er eine halbe Stunde zu spät zum vereinbarten Termin und reagiert auf meinen Vorwurf, er sei unpünktlich und sich dies nicht gehöre, mit dem nur schwer zu widerlegenden Argument, ich hätte doch genug zu tun, um die Zeit mit etwas Anderem als mit Warten auf ihn zu verbringen.

Kurz gesagt: Es muss sich etwas verändert haben, und das muss mehr sein, als das Verhalten der jungen Menschen. Es muss ja gute Gründe, Anlässe und Ursachen geben, die sie zu diesem, aus meiner Sicht etwas seltsamen Verhalten zwingen und motivieren. Die müssen etwas mit den Umbrüchen, den Veränderungen und den Entwicklungen der Arbeits- und Lebensbedingungen in den letzten Jahrzehnten zu tun haben. Die sind wahrscheinlich auch dafür verantwortlich, dass so manch ein Erwachsener heute älter aussieht, als er wirklich ist.

In den letzten Jahrzehnten des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben sich die technologischen Grundlagen unserer Gesellschaft, insbesondere deren Geräteausstattung, tiefgreifend verändert. Wir sind nicht nur Zeugen, sondern auch Täter und Opfer eines davon ausgehenden Zeitenwechsels, der wiederum unser Zeitempfinden, unsere Zeitwahrnehmung und unser Zeithandeln gravierend modifiziert. Die Veränderungen sind vergleichbar folgenschwer, wie sie es auch vor 500-600 Jahren beim Wechsel von Natur- auf Uhrzeit waren. Auch damals hatte eine neue Technik, es handelte sich zu dieser Zeit um die naturferne Mechanik des Uhrwerks, ja nicht nur ein neues Werkzeug in die Welt gesetzt, sondern auch ein ganz anderes Zeitdenken, das in der Folge dann zu einer neuen Form des Wirtschaftens, zum Kapitalismus, führte.

Die Epoche des Industrialismus, die gegenwärtig ihrem Ende entgegen geht, ist ohne ein Zeitdenken und Zeithandeln nicht vorstellbar, das, wie die Uhrzeit, unabhängig von menschlichen Erfahrungen und Empfindungen existiert. Die Zeit der Uhr hat damals, und deshalb sprechen wir vom Beginn einer neuen Zeit, der „Neuzeit“, die Zeiterfahrungen von ihren substantiellen Bezügen getrennt, die Zeit abstrahiert und auf diesem Wege zu einer kalkulatorischen Größe gemacht. Das erst hat es erlaubt, Zeit in Geld zu verrechnen. Die Einführung von Stundenlöhnen, Befristungen, Zeitstrafen, Arbeitszeit- und Freizeitregelungen waren die Konsequenz. Zugleich sorgten rigide Zeitkontrollen, Maßnahmen zur Veruhrzeitlichung des Verhaltens und zur Pünktlichkeitserziehung, sowie eine auf Zeigergehorsam zielende Moral für die Durchsetzung der Uhrzeit als allein gültiger und anerkannter Monopolzeit. Belohnt wurden die Menschen für diese nicht immer und überall widerstandslos vonstatten gehende Unterwerfung ihres Handelns unter die mechanischen Prinzipien des Uhrwerkes durch einen stetig steigenden Güter- und Geldwohlstand. Der Preis bestand in wachsender Zeitnot und zunehmender Alltagshetze. Die Aufteilung des Tages in Stunden, Minuten und Sekunden – historisch betrachtet eine relativ junge Erfindung – wurde den Menschen zu einer Art zweiter Zeitnatur. Es ist uns heute so selbstverständlich wie der Besitz eines Führerscheins, dass wir das, was wir tun und lassen, nach der Uhr, und nicht nach dem Wetter und auch nicht nach unseren Gefühlen und Wünschen ausrichten. Und wenn wir nicht zweimal im Jahr – Ende März und Ende Oktober – daran erinnert würden, wüssten wir höchstwahrscheinlich gar nicht mehr, dass jene Zeitordnung, der wir uns so klaglos unterwerfen nicht vom Himmel gefallen ist, sondern von Menschen gemacht wurde. So gesehen, könnte es also auch anders sein. Und, in der Tat, anders werden die Zeiten soeben. Das muss man erklären.

Mit dem kürzlich noch groß gefeierten Ende des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung verabschieden wir auch die über mehrere Jahrhunderte hinweg gültige Vorstellung von „Zeit“ als Uhrzeit. Wir schreiben, und das im doppelten Sinne des Wortes, heute „Zeitgeschichte“. Der uhrwerkartige Mechanismus und sein gleichmäßiger Zeigerverlauf, die das Zeit-Denken und Zeit-Handeln in Europa ein halbes Jahrtausend geprägt und gefesselt haben, zeigen sich heute zunehmend alters-

schwach. Die Uhr verliert, was die zeitliche Gestaltung des Alltags betrifft, rapide an Einfluss. Nur noch eine Minderheit blickt heute zur Uhr, um sich von ihrer Zeitansage auffordern zu lassen, irgendetwas zu tun oder besser zu lassen. Den ganzen Tag lang wuselt man herum, ist dabei immer auf Tour, ist ununterbrochen beschäftigt und selbstverständlich überall und jederzeit erreichbar. Nur noch eine Minderheit koordiniert ihre sozialen Kontakte über das Pünktlichkeitsdiktat der Uhrzeit. Man ist nicht mehr pünktlich, man ist möglichst immer am Punkt. Pünktlich ist man nur noch in begründeten Ausnahmefällen. Am Punkt können jedoch nur diejenigen sein, die sich zeitlich nicht durch ein Pünktlichkeitsversprechen längerfristig festgelegt haben, und denen dadurch all das „durch die Lappen“ geht, was ihnen an Attraktivem „dazwischen kommt.“ Das gilt nicht nur für den Konsumbereich und den sich dort ausbreitenden Sozialcharakter des „Schnäppchenjägers“, das gilt auch für den Arbeitsbereich. Immer da, wo Flexibilität verlangt wird, verlieren die Handlungslogik der Uhr und die Zeigerlogik des „Eins-nach-dem-anderen“ an Einfluss und Akzeptanz. In flexiblen Situationen handeln nämlich all die „Zeit“-weisen, denen die Uhr relativ egal ist, die sich nicht mehr die Mühe machen sie aufzuziehen, oder sie gleich für immer in ihrer privaten Antiquitätensammlung verschwinden lassen.

Die „Alles-jederzeit-überall-und-sofort“ Gesellschaft, auch als „Informationsgesellschaft“ bekannt, braucht keine Uhren mehr. Die Statistiken über den Uhrenverkauf lassen daran keinen Zweifel. Chronometer werden heute nicht mehr in erster Linie gekauft, um den Alltag mithilfe ihrer Zeitansage zu organisieren, vielmehr legt man sie sich als Geldanlage oder als Schmuckstück zu. Den von der Uhr bisher besetzten Thron der Zeitorganisation, hat längst das elastischere, vielseitigere und flexiblere Multifunktionsgerät Mobiltelefon erobert. Dies zeigt u.a. auch der Sachverhalt, dass verspätet eintreffende Personen heute nicht mehr wegen ihrer Unpünktlichkeit mit einer Rüge rechnen müssen, sondern, wenn überhaupt, wegen ihres Versäumnisses, rechtzeitig angerufen zu haben. Doch machen wir uns nichts vor, auch wenn sich derzeit vieles ändert, die Richtung, in die der „Fortschritt“ fortschreitet, die bleibt die gleiche. Auch nach dem Wechsel der Zeitstrategie von Schnelligkeit zu Vergleichzeitigung geht es weiterhin um mehr Tempo und einen noch umfassenderen Zugriff der Zeit-ist-Geld Imperative auf möglichst viele Sektoren der Lebenswelt. Doch was ist der Grund für diesen „Zeitenwechsel?“

Wie bereits erwähnt, ist mit der mechanischen Uhr nicht nur eine neue Zeit in die Welt gekommen, sondern auch eine Form des Wirtschaftens, die ihre Dynamik aus der Koppelung von Zeit und Geld gewinnt. Von Anfang an war diese Wirtschaftsform expansiv, und heute ist sie das mehr denn je. Die Verrechnung von Zeit in Geld zwingt dieses „Kapitalismus“ genannte Wirtschaftssystem zu permanenter Beschleunigung. Erfolgreiches Mittel der Beschleunigung war bisher die Strategie der kontinuierlichen Steigerung der Schnelligkeit. So ist es denn auch nicht allzu erstaunlich, dass die Erfolgsgeschichte des Kapitalismus identisch ist mit der Erfolgsgeschichte der Schnelligkeit. Nahe liegendes Beispiel dafür ist das Wachs-

tum der Transportgeschwindigkeit, das in nicht einmal 200 Jahren von der Pferdeschnellpost über die Eisenbahn, das Auto und das Flugzeug bis zur Rakete führte.

Vor einigen Jahren nun, wenige Jahrzehnte vor dem Sprung ins dritte nachchristliche Jahrtausend, war man, ohne für diesen durchaus voraussehbaren Sachverhalt Vorkehrungen getroffen zu haben, am Ende der Wachstumsmöglichkeiten durch die Steigerung von Schnelligkeit angelangt. Die zunehmend wichtigeren und wertvolleren Wirtschaftsgüter, die Informationen nämlich, wurden jetzt mit Lichtgeschwindigkeit transportiert. Damit war man an jenem Punkt angekommen, der kein weiteres Wachstum der Schnelligkeit mehr zuließ. Glaubt man den Physikern, dann ist das Tempo der Lichtgeschwindigkeit nicht mehr zu steigern. Schneller geht's ab da nicht mehr, zumindest nicht auf dem bis dahin bewährten Weg. Das ist dann der Augenblick, an dem der Kapitalismus sein Sterbeglöckchen läuten hört. Er kann nicht mehr wachsen. Da hilft nur eins, eine neue Strategie der Beschleunigung. Nur sie kann der kapitalistischen Ökonomie jene neuen Wachstumsimpulse verleihen, die sie zum Überleben benötigt. Es war höchste Eisenbahn für den Kapitalismus. Es ging nämlich um nichts Geringeres für ihn, als um Tod oder Leben.

Doch gemacht! Kein Grund zu hektischer Aufregung! Es ist ja alles noch mal gut gegangen. Heute wissen wir, dass zumindest in diesem Falle die Titanic den Eisberg umschiff hat. Der Alarm ist abgeblasen, die Aufregung längst vererbt, alles ist wieder auf Kurs, die Kapelle spielt immer noch, der Sekt fließt in Strömen, und ein Geschwindigkeitsrekord jagt den anderen. Die neue Wachstumsstrategie ist gefunden und hat sich erfolgreich etabliert. Und so sieht sie aus: Nicht mehr durch mehr Schnelligkeit, sondern durch mehr Vergleichzeitigung wird das Wirtschaftswachstum heutzutage erzielt und gesichert. Beschleunigt wird in den letzten Jahrzehnten vornehmlich durch eine kontinuierliche Steigerung der Zeitverdichtung. Der auf mehr Wachstum zielende Imperativ lautet jetzt: „Sei flexibel, mach nicht nur eine Sache, mach möglichst vieles gleichzeitig!“ Diese Strategie hat sich in Windeseile durchgesetzt. Sie funktioniert inzwischen hervorragend, wird von der Bevölkerung akzeptiert und ist äußerst erfolgreich, vorausgesetzt die auf den Finanzmärkten Agierenden übertreiben nicht gerade mal wieder ihre Leidenschaft zur Zeitverdichtung. Der Kapitalismus, der kürzlich noch in den Abgrund geschaut hat, kann nun, wenn auch mit anderen Mitteln, so weitermachen wie bisher. Vieles aber, manch einer meint sogar annähernd alles, hat sich geändert, das aber nur, damit es so bleiben konnte, wie es auch vorher schon war. Anders geworden ist nicht nur die Arbeitswelt, gewandelt hat sich auch die Zeitkultur, und mit ihr auch das Zeitdenken und das Zeithandeln und das, was die Menschen unter Zeitsouveränität und Zeitfreiheit verstehen

Wie die Einführung der Uhrzeit und ihres taktförmigen Zeitmusters, zeigt sich auch die Zeit verdichtende Strategie der Vergleichzeitigung als eine Innovation mit breiter kulturrevolutionärer Wirkung. In den Gemüse- und Obstregalen des Supermarkts hat die Vergleichzeitigung, die der Jahreszeiten, genauso ihre Spuren hinterlassen,

wie beim Essensangebot im Hotelrestaurant. Das vergleichzeitigende Buffet hat dort mehrheitlich das Nacheinander der Essensfolge abgelöst. In erster Linie jedoch sind es die vielen technischen Errungenschaften, die wir mit uns herumtragen, die den Prozess der grenzenlosen Vergleichzeitigung vorantreiben. Die universell einsetzbare Zeitverdichtungsmaschine Computer, das Mobiltelefon und die Fernsteuerung sind deren herausragende Helden. Vor allem sie sorgen dafür, dass sich der Geist der Zeitverdichtung im Sauseschritt verbreitet und sich in annähernd alle Poren des Zeithandelns einnistet. So ist es auch kein Wunder, dass die Flexiblen neuerdings mehr Karrierechancen haben, als die an der Uhrzeit ausgerichteten Pünktlichen. Als tonangebende Begleittechnologien der Zeitverdichtungsstrategie haben Computer, Handy und Co in Rekordzeit – zur Erinnerung: Auto, Radio und Kühlschränke haben erheblich länger zu ihrer Verbreitung gebraucht – annähernd alle altherwürdigen Vorstellungen und Anschauungen von Zeit aufgelöst. Neben den Fabrikhallen und den Büros eroberten die elektronischen „Zaubergeräte“ inzwischen auch die Privaträume. Sie ebnet die Differenz von Arbeits- und Lebenswelt ebenso ein, wie die zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit, die von An- und Abwesenheit, von Zentrum und Peripherie. Der Mittelpunkt ist heute überall, obgleich er nirgends mehr zu finden ist.

So wie in der Arbeits-, ist auch in den familiären Nahwelten, die bis vor kurzem noch breit akzeptierte Handlungslogik der Wäscheleine, die des „Eins-nach-dem-anderen,“ durch die des „Alles-jederzeit-überall-und-sofort“ verdrängt und ersetzt worden. Geschäfte macht man beim Frühstück, während des Essens am Mittagstisch, in der Kantine, im Restaurant und im Bord-Bistro, telefonische Absprachen trifft man überall, selbst auf jener Zufluchtstätte, die ehemals das „stille Örtchen“ hieß. Die Arbeit wird, so als wenn's selbstverständlich wäre, ins neuerdings nicht mehr ganz so freie Wochenende und in den Familienurlaub ins Strandhotel mitgenommen. Längst hat die Zeitverdichtung den Alltag erobert, hat ihn durchdrungen und ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Doch nicht nur die Nahwelten haben die Zeitverdichter ummöbliert, sie haben auch dafür gesorgt – der „Verzweigung“ der vielen neuen Multifunktionsgeräte haben sie das zu verdanken –, dass die Hand-, die Hosen- und die Jackentaschen der Menschen voller und ausgebeulter wurden. Handy, Blackberry, Laptop, Fernsteuerung und ihre diversen Bastarde haben uns ins dritte nachchristliche Jahrtausend geschubst, um dort für unsere Überallerreichbarkeit zu sorgen. Die Dramaturgie unseres Lebens wird heute weder vom Schicksal und Gottes unerfindlichem Ratschluss bestimmt, wie es lange Zeit der Fall war, und jetzt auch nicht mehr von der Uhr und deren Zeit. Deren zeitorganisatorische Wirkungskraft ist altersschwach geworden. Die Dramatiken des Alltags werden neuerdings von jenen kleinen „Knopfdruckgeräten“, bestimmt, die ihre Nutzer verpflichten, allzeit und überall erreichbar zu sein.

Die sich ihren immensen gesellschaftlichen Einfluss über Paralleltätigkeiten und Multitasking verschaffende Vergleichzeitigung, lässt sich mit den Zeitangaben der Uhr nur mehr unzureichend koordinieren und kontrollieren. Heute sind wir gezwun-

gen, zur Kenntnis zu nehmen, dass der Uhrzeitentrismus, entgegen den viel versprechenden einstigen Erwartungen, ein gescheiterter Versuch war, die Zeit, und so auch das Vergängliche, über das mechanisch gesteuerte Einheitssystem „Uhrzeit“ in den Griff zu bekommen. Gegenwärtig werden wir Zeugen und sind zugleich auch Protagonisten einer Dynamik, in der das Mobiltelefon zum dominanten Instrument der Zeitkoordination wird. Für die temporale Koordination simultaner Tätigkeiten ist es erheblich besser geeignet als es die Uhr ist. Es ist flexibler einsetzbar und lässt erheblich elastischere und kurzfristige Dispositionen zu.

Dass Kleider Leute machen, wissen wir von Gottfried Keller, dass aber auch Zeiten Leute machen, das erleben wir derzeit in eindringlicher Art und Weise. Die Vergleichzeitigungsgesellschaft und ihre Zeitdynamik der Vergleichzeitigung machen die Menschen mehr und mehr zu Simultanten und zu Simultantinnen.

Was sind ihre Kennzeichen, was ihre Charakteristika? Simultanten sind Weltbürger, und zwar Bürger nicht nur einer einzigen, sondern mehrerer Welten. Sie bewegen sich in der realen Welt, aber auch in den virtuellen Welten des Cyberspace, des Internet, der E-Mail Kommunikation, des Mobiltelefons, der Tele-Arbeit. Sie sind, wie könnte es anders sein, Repräsentanten der Zeitverdichtung und Experten der Optionsvielfalt. Ihr Glaubensbekenntnis ist auch das der Automobilfirma BMW: „Freude ist ein Leben voller Möglichkeiten.“ Simultanten erkennt man an ihrer unstillbaren Leidenschaft, überall dort, wo das möglich ist, die Sensationen pro Zeiteinheit zu erhöhen. Das gelingt ihnen unter anderem dadurch, dass sie nicht nur tätig, sondern zugleich immer auch noch nebetätig sind. Jede Tat, so ihr Credo, bedarf der Zutat. Ihr Ideal ist ein Leben ohne Zeitverlust. Sie lassen sich dabei bereitwillig von einer täglich größer werdenden Zahl transportabler Kleingeräte unterstützen, die ihnen ihre, zumindest scheinbare, Unabhängigkeit von Zeit- und Raumvorgaben versprechen. Und dabei sieht es ganz so aus, als wären diese handlichen Begleiter mehr als nur Werkzeuge für sie. Sie geben ihnen nämlich liebevolle Namen, als handle es sich dabei um argloses und unschuldiges Kinderspielzeug. Sie reden von Handy, Blackberry, Navi, iPod, iPhone und iPad. Sicher, sie tun das auch, weil sie deren problemlose Transportfähigkeit in ihren Hosen-, Jacken- und Handtaschen schätzen. Vor allem aber bewundern sie deren Allzeitbereitschaft. Die kleinen Portables kennen bekanntlich weder Pausen, noch Ferien, weder Arbeits- noch Ladenschlusszeiten, sie kennen nur zwei Zeitzustände: „stand by“ und „on demand.“ Simultanten passen sich diesen Vorgaben problemlos an, es bleibt ihnen auch gar nichts anderes übrig. Eine dieser Errungenschaften der digitalen, zeitverdichtenden Revolution, „intel online services,“ bringt es in einer Zeitungsanzeige in der FAZ auf den Punkt: „web hosting ist nichts für leute, die an normalen bürozeiten hängen. Die mitarbeiter von intel online services sind genau so exakt wie die technik, mit der sie arbeiten. Das internet ist völlig unbarmherzig, absolut unachtsichtig und durch nichts zu ermüden. Um die kontrolle zu bewahren, verhalten sich unsere mitarbeiter ebenso .. in der new economy gibt es keine kaffeepausen...“

Zuhause sind Simultanten, männliche, wie weibliche, im Unterwegs auf den unterschiedlichen Oberflächen ihrer Geräte. Auf fliegenden digitalen Teppichen erreichen sie in Bruchteilen von Sekunden jeden Punkt auf diesem Globus. Dabei sorgt Google-Map für eine bisher nicht für möglich gehaltene globale und zeitliche Überlegenheit. Fasziniert von den Impulsen zu raschem Richtungswechsel switchen sie von einem Datenfluss zum nächsten und surfen auf den Bildschirmen, ganz so, wie sie es auch in ihrer Freizeit auf dem Wasser tun, ziellos vor und zurück, hin und her, auf und ab. Ihr nautischer Blick kennt kein festes Land, nur liquide, verwirbelte und labyrinthische Möglichkeitsräume. Alles fließt, nichts ist fest, nichts stabil. Von der Hyperflexibilität ihrer Geräteausstattung infiziert, antwortete kürzlich eine jüngere Simultantin, hörbar genervt, auf den Vorwurf ihrer Interviewerin, sie würde sich permanent widersprechen: „Ich kann doch nicht immer meinen, was ich sage.“ Auch das ein Indiz dafür, dass weibliche und männliche Simultanten gemeinsam im Taumel des Vorübergehenden und der permanenten Abbrüche und Neuanfänge zu nicht immer erhellenden Kurzschlüssen neigen. Axolotl Roadkill lässt grüssen.

Simultanten entscheiden sich nicht, wie Generationen vor ihnen dies wie selbstverständlich getan haben, für eine Berufstätigkeit in jenem Sinne, wie das Verzeichnis der anerkannten Berufe sie dokumentiert. Mehrheitlich navigieren sie „irgendwie“, auf jeden Fall flexibel und immer auf dem Sprung, durch ihr Arbeits- und ihr Privatleben. Sie surfen auf der Welle kurzfristiger Aufträge von einem Job zum anderen, stolpern, springen von einer Tätigkeit zur nächsten und sind dabei immer in mehreren virtuellen Welten zugleich unterwegs. Sie folgen dem Wahlspruch von Kapitän Nemo: „Mobilis in mobili“ (Beweglichkeit im Beweglichen). Sie freuen sich der vielen, neuen, zeitlichen „Freiheiten“, ignorieren jedoch dabei meist den zugleich mitgelieferten Zwang, die vielen Freiheiten nicht nur zu haben, sondern sie auch nutzen zu müssen.

Sehr selten, und dann nur ungern, verlassen Simultanten ihre Wohnung oder ihre Arbeitsstelle, ohne empfangsbereites Mobiltelefon. Es könnte ihnen ja etwas Wichtiges „dazwischen“ kommen. Als nicht weniger zeitverdichtender „homo telefonensis“ zeigt sich der Simultant auch während seines Urlaubs und am Wochenende. Um seinem Ruf, ein „Legionär des Augenblicks“ (Nietzsche) zu sein, gerecht zu werden, nimmt er sich für seinen Blackberry, sein Notebook und sein iPhone mehr Zeit, als für seine Freundin, seine Ehefrau und seine Kinder. Die Lieblingsfloskel aller Fernsehmoderatoren, „bleiben Sie dran!“ ward ihnen zum kategorischen Imperativ. Er ist das Konzentrat ihrer „Philosophie des permanenten Dabei-Seins.“

Simultanten sind „always online.“ Ins Internet kommen sie stets leichter hinein als heraus und brechen über die 130 000 Apps (Applications), die neuerdings direkt über das iPhone herunter geladen werden können, in frenetischen Jubel aus. In den grenzenlosen Weiten, Tiefen und Untiefen des Internet kennen sie sich besser aus, als in ihrem Stadtteil. Sie machen sich nichts daraus, dass sie ab und zu schon mal das Gezwitschere einer Kohlmeise mit den Signaltönen ihres Mobilte-

lefonen verwechseln. Als leidenschaftliche Zeitverdichter sind für sie Pausen, Wartezeiten, Phasen des Innehaltens, nichts weiter als möglichst rasch zu behebende Störungen und bedrohliche „Zeitdiebe“ und „Zeitkiller.“ Wo Simultanten und Freelancer das Sagen haben, bringen diese, wie in den U-Bahnstationen der Simultantenhauptstadt Hongkong, Hinweisschilder an, die das ziellose Warten und Herumstehen zur strafwürdigen Handlung erklären. Es muss sich auch um Simultanten gehandelt haben, die die Zugführer der Münchner U-Bahn zwangen, die einsteigsbereiten Fahrgäste dazu aufzufordern, möglichst gleichzeitig an allen Türen zuzusteigen. Das ist bisher noch keinem einzigen Passagier gelungen, hält aber niemanden davon ab, das Unmögliche auch heute noch von den Fahrgästen zu verlangen.

Simultanten haben stets zu wenig Zeit, in den meisten Fällen schlichtweg aus Angst, irgendwann einmal zu viel Zeit haben zu können. Freiheit, das heißt für sie in erster Linie Wahlfreiheit, und deshalb auch fühlen sie sich dort am wohlsten, wo die Alternativen des Handelns am größten sind und wo ihnen der Jahrmarkt der Optionen, die Wahl zwischen vielen Alternativen lässt. In solchen Wahlsituationen entscheiden sie sich in der Regel nicht für eine der angebotenen Alternativen, sondern für alle. So behaupten sie beispielsweise, stets um den Erhalt der Optionsvielfalt bemüht, auch dann, wenn sie verheiratet sind, dass sie gegenwärtig mit einem Partner zusammenleben. Obgleich Kinder Simultantenkreisen als „Beschleunigungsbremsen“ gelten, gibt es einige, die sich welche wünschen, doch, so zumindest sagen sie, möglichst nicht für immer. Mehr als Kinder liebt der „homo simultans“ jedoch jene Errungenschaften der digitalen Revolution, die sich durch die Vorsilbe „multi“ auszeichnen: Multimedia, Multitasking, Multiprojecting, Multioptionalität, Multifunktionalität. Bei ihrem Einsatz und ihrer Anwendung spielt die Sinnfrage, wenn überhaupt, nur eine randständige Rolle. Den Fragen nach dem Sinn ihres Tuns begegnen sie mit Vorliebe durch den Hinweis auf Musils „Mann ohne Eigenschaften“ mit Namen Ulrich, der bekanntermaßen der Meinung war: „es ginge besser ohne Sinn.“

Wie vieles andere ebenso, so hat auch das zeitverdichtende Multitasking historische Vorläufer. Parallelarbeit ist nichts Erstmaliges, nichts grundlegend Neues. Als Einzelphänomen kennt man sie bereits aus der Antike. Manch einer, der in der Schule Latein lernen musste und/oder wollte, erinnert sich vielleicht noch an den selbstgefälligen Satz aus Caesars Hauptwerk „de Bello Gallico“, der da lautet: „Caesari omnia uno tempore erant agenda“ (Caesar musste alles gleichzeitig tun). Neben Caesar kann man auch den großen Dichter der Frührenaissance, Francesco Petrarca, zu den Vorläufern des postmodernen Simultaneismus zählen. Mehrmals berichtet er, wie er, die oberitalienischen Lande mit dem Pferd durchquerend, im Sattel sitzend, geschrieben und gedichtet hat. Seitdem jedoch erheblich später dann die Pferde von den Pferdestärken verdrängt wurden, ist das zu wenig Zeitverdichtung, um damit in die Literaturgeschichte Eingang zu finden.

Auf eine relativ lange Vergangenheit kann auch die Simultanität von Essen und Arbeiten zurückblicken. Beachtlich ist daher auch deren Formenvielfalt, die sich im Laufe der Geschichte herausgebildet hat. Sie reicht von der Stulle am Schreibtisch bis zum üppigen Sechs-Gänge Menue mit Top-Kunden und Arbeitskollegen. Vor 100 Jahren bereits konzipierte der italienische Futurist Marinetti ein Simultanessen, das es – so der Originalton Marinetti – erlaubte: „... die verschiedenen Aktivitäten (schreiben, gehen, reden) fortzusetzen und gleichzeitig Nahrung zu sich zu nehmen.“ So etwas gehört inzwischen zum Standardangebot fast jeder Hotelgaststätte und nennt sich üblicherweise „Buffet“. Ein solches Buffet ist ja nichts weiter, als die Auflösung der Essensfolge, die Außerkraftsetzung des „Eins-nach-dem-anderen,“ zugunsten der Vergleichzeitigung der Essensgänge. Das Buffet ist ein Speiseangebot, das dem Prinzip des „Alles-gleichzeitig-jederzeit-und-sofort“ folgt.

Besonders Frauen, speziell Müttern, ist Multitasking seit Menschengedenken geläufig. Immer schon haben sie während der Hausarbeit, und früher auch während der Feldarbeit, ihre Kinder gestillt, die größeren kontrollierend im Blick gehabt, sich mit ihnen unterhalten. Heute läuft nebenbei auch noch das Radio, regelmäßig werden die Mails gecheckt und aktuelle Sonderangebote im virtuellen Kaufhaus ausgesucht.

Aber erst in jüngerer Zeit hat die zeitverdichtende Aktivitätsvielfalt die Sphäre des familiären Umfeldes verlassen und einen inzwischen nicht mehr zu übersehenden Öffentlichkeitscharakter angenommen. Der von täglich mehr werdenden Tempo- und Multitaskinggeräten unterstützte Simultaneismus hat inzwischen annähernd sämtliche Lebensbereiche erobert und durchdrungen. Besonders intensiv die Arbeitswelt, doch immer mehr anektiert er auch in den Freizeitbereich, die Unterhaltungsbranche, den Bildungs- und den Beratungssektor, und er okkupiert auch den Sport sowie die Kunst- und die Kulturszene. Infiltriert von den Imperativen der Zeitverdichtung sind zwischenzeitlich auch die menschliche Wahrnehmung, die soziale Kommunikation, die Interaktion und die Kooperation. Gleichzeitig ist man heute an- und abwesend, gleichzeitig ist man hier und dort, ist alleine und in Gesellschaft. Wenn schon einsam, dann gemeinsam.

Die radikale Modernisierung und die im Rekordtempo vonstatten gehende Neumöblierung der Lebenswelten mit Computern, Mobiltelefonen und Fernsteuerungssystemen, haben die Welt in eine freigeschaltete, drahtlose, schnelle und verdichtete Welt verwandelt, und haben dabei für einen Zeitverdichtungsschub von bisher nie gekannter Intensität und Breitenwirkung gesorgt. Ein führendes deutsches Wirtschaftsmagazin informiert uns beispielsweise, dass der Anteil der 14- bis 29-Jährigen, die sich ein Leben ohne Handy überhaupt nicht mehr vorstellen können, bei inzwischen 97 % liegt. Multitasking – ein aus Amerika importierter Begriff aus dem Bereich der Informatik, der die Synchronität der Handlungsmöglichkeiten durch einen Mehrprozessbetrieb benennt – ist auf dem besten Wege, zum dominierenden Signum des 21. Jahrhunderts zu werden. Dieses Multitasking erlaubt und verlangt von seinen Nutzern Mehrarbeit durch parallel stattfindende zusätzliche Nebenbei-

tätigkeiten. In der Los Angeles Times schildert ein siebzehnjähriger „Digital Native“ was daran für ihn so faszinierend ist: „You can open five or six programs simultaneously: work on a project, type a report, watch YouTube, check e-mail and watch a movie.“ Sehr großer Beliebtheit erfreut sich das Multitasking im Straßenverkehr. Man begegnet dort Simultanten, die mit über 150 Stundenkilometern am Steuer lang anhaltende Telefongespräche führen, zugleich das Navigationsgerät verfolgen, ihre Kinder auf dem Rücksitz kontrollieren und den Verkehrsmeldungen im Autoradio lauschen. An anderen Orten begegnet man Vergleichzeitigern, die beim Einkauf, im Zug, am Badestrand, zuweilen sogar während des Essens, Geschäfte tätigen, die während des Nachmittagskaffees in einem dieser überdimensionierten, betonierten Einkaufsparadiese dann wieder rückgängig machen. All das ist heute so alltäglich, so selbstverständlich, dass es niemandem mehr auffällt. Gewöhnt hat man sich in der Zwischenzeit auch an Fernsehsender, bei denen neben einer Nachrichtensprecherin noch zwei schnell umlaufende Infobänder um die Aufmerksamkeit konkurrieren. Dank einer einzigen Fernbedienung lassen sich vier und mehr Programme mit nur zwei Augen gleichzeitig verfolgen. Spätabends aber heißt es dann, entscheiden zu müssen – das ist nun mal der Preis der Vielfalt und der Eliminierung des Sendeschlusses – bei welchem Programm man einzuschlafen gedenkt.

Dem Vergleichzeitigungstrend hat auch das Hörbuch seine überraschende Blitzkarriere zu verdanken. Es wird mit Sicherheit einen prominenten Platz in der zukünftig zu bauenden Ruhmeshalle der herausragenden Helden der Vergleichzeitigung einnehmen. Das Lesen eines Buches verurteilt den Leser bekanntlich dazu, sich einen Sitzplatz zu suchen. Es zwingt ihn zu einem konzentrierten Blick auf Zeilen und Buchstaben. Daher können Buchleser ihre Hände zu nichts weiter als zum Festhalten ihres Buches und zum Umblättern der Seiten gebrauchen. Das ist für den homo simultans eine inakzeptable, eine lästige Einschränkung seiner Handlungsmöglichkeiten. Er sieht darin einen nicht länger tolerierbaren Zustand der Freiheitsberaubung. Hörbücher entlasten von diesen Zumutungen. Sie erlauben multiple Handlungsoptionen, die es den hyperaktiven „Blitzkriegern der Erfüllung“ (Osten) gestatten, literarischen Genuss mit Hausarbeiten aller Art, so etwa dem Zusammenschrauben von Möbeln, der Zubereitung des Abendessens, dem Ein- und Ausräumen der Spülmaschine, und anderen Tätigkeiten mehr zu kombinieren. Besonderer Beliebtheit erfreut sich das Hörbuch als Bügelbegleiter und als kulturelles Update während einer Jogging- oder Skitour. Von dem nicht allzu beneidenswerten Schicksal, das der Literatur dabei widerfährt, kann die klassische Musik schon länger ein nicht allzu fröhliches Lied singen. Setzte man sich früher in die Badewanne, bevor man in ein Klavierkonzert ging, so hört man heute, dem Imperativ: „Double your time!“ gehorchend, ein Klavierkonzert, während man in die Badewanne steigt.

Doch auch die Politik ist dann, wenn's um Vergleichzeitigung geht, nicht tatenlos. Sie sorgt, da Wachstumshoffnungen damit verbunden sind, für entsprechende gesetzliche Rahmenbedingungen und für finanzielle Unterstützung einschlägiger Ini-

tiativen. So wurde beispielsweise in jüngerer Zeit die gesetzliche Basis dafür geschaffen, dass annähernd alle Tages- und Wochenzeiten, insbesondere auch die, die dem Zugriff der ökonomischen Verwertung bisher nur eingeschränkt zugänglich waren, der grenzenlosen Zeitbewirtschaftung verfügbar gemacht werden können. Darüber hinausgehend hat der Gesetzgeber neuerdings auch die Korridore der Ladenöffnungszeiten erweitert. Er hat die Geschäftszeiten in den nächtlichen Stunden liberalisiert, und, diesbezüglich taten sich die kommunalen Entscheidungsträger besonders hervor, die grundgesetzlich garantierte Sonntagsruhe durch eine großzügige Vergabepaxis von Ausnahmeregelungen unterlaufen. Sichtbar und spürbar wird der Eroberungsfeldzug des Geschäftsmodells „Vergleichzeitigung“ auch bei Reformaktivitäten, die das Arbeitsrecht betreffen.

Mit politischem Rückenwind ist es seit zwei Jahrzehnten, selbst in der tiefsten Nacht möglich, durch einen einzigen Tastendruck vom heimischen PC aus Theaterkarten zu reservieren, Börsengeschäfte zu betreiben, Last-Minute-Angebote zu buchen und per Mausclick all das beim Versandhandel zu bestellen, was sich Simultanten einreden, umgehend besitzen zu müssen. Weder das Wetter, noch die über Jahrhunderte dominierende Uhrzeitordnung, aber auch kein Brauchtum, keine Tradition und Gewohnheit und auch keine sonstige Konvention schränken die Allzeit- und Überallpräsenz der Vergleichzeitiger heute mehr bei ihrem Tun ein. Die Zerstreuungsangebote im Internet, bekannt als ständiger Wohnsitz der Zeitverdichter, kennen keine Jahreszeiten, keine Arbeitszeiten, keine Feiertage, keinen Urlaub mehr. Das World Wide Web überschreitet und ignoriert alle natürlichen und sozialen Zeitgrenzen. Netzsurfer kennen und finden keinen Mittelpunkt, sie erfahren und erleben weder Grenzen noch Ränder und daher auch keine Übergänge mehr. Hannes Wader, ein Bänkelsänger aus den computerlosen siebziger Jahren, hat diesen spätmodernen Pfadfindern der unwirklichen Ortlosigkeit, Jahrzehnte vor deren Karriere die treffende Hymne zugeeignet: „Heute hier, morgen dort/bin kaum da, muss ich fort...“

Immer häufiger hört man von Simultanten, die dem Sog des nach allen Seiten offenen und potenziell unendlichen Mediums Internet verfallen sind. Das nun ist kein Wunder, denn das Internet funktioniert wie ein riesiger Wühltisch, der die dort Herumkramenden bekanntermaßen lautlos, aber nachdrücklich immerzu dazu auffordert, pausenlos weiter zu machen und keinesfalls mit dem Wühlen aufzuhören, denn man könnte ja noch etwas Besseres und Günstigeres finden. Wie der Wühltisch, macht auch das Internet ununterbrochen Appetit. Den Hunger stillen sie beide so wenig, wie das Meerwasser den Durst. Im Netz geschieht immer etwas, „und wenn unaufhörlich etwas geschieht, dann hat man leicht den Eindruck,“ so Musil in seinem frühen postmodernen „Mann ohne Eigenschaften“, „dass man etwas Reales bewirkt.“ Der geeignete Name dafür ist „Sucht.“

Wie jeder Wandel, so verlangt auch die auf die strukturelle und organisatorische Umgestaltung der Arbeits- und der Lebenswelt zielende Wachstumsstrategie der Zeitverdichtung veränderte Fähigkeiten und neue Qualifikationen. Der medienge-

stützte Geist des Kapitalismus erwartet von seinen Kunden eine bisher eher diskriminierte Form der Zerstreuungstoleranz, die sich durch Fähigkeiten auszeichnet, aus einer Art Lauerstellung heraus, zu jeder Zeit und überall kurzfristig reagieren zu können. Voraussetzung dafür ist die Entwicklung und die Förderung von bisher wenig geforderten Kompetenzen. In erster Linie handelt es sich dabei um die zu kreativer Ignoranz, zum Verzicht, zu partiellem Ausblenden, Wegschauen und Vermeiden. Simultanten müssen bei ihren Ausflügen ins zeitverdichtende Nirwana des Internet in der Lage sein, ihre Wahrnehmungen zugleich auf Vieles und Unterschiedliches auszurichten und aufzuteilen. Sie sind gezwungen und zwingen sich, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele und vielfältige Simultan-Tableaus herzustellen, um zu jederzeit einen offenen, multifokalen Chancenraum unterschiedlicher Handlungsoptionen zu garantieren. Die amerikanische Wissenschaftlerin Katherine Hayles hat dieses fluktuierende Aufmerksamkeitsverhalten mit der Bezeichnung „hyper attention“ ausgestattet. Ein geeigneter Begriff, der jene Form der zerstreuten Aufmerksamkeit und der zerrissenen Wahrnehmung treffend beschreibt, die zwischen den vielfältigen Informationsflüssen und der multifunktionalen Aufgabenbewältigung hin- und herpendelt. Mit „hyper attention,“ beschreibt Hayles letztlich nichts anderes, als die alltäglichen Surf- und Zappinggewohnheiten der Simultanten.

Nun ist es „eine der mehr oder weniger unerwarteten, quälenden bis leidvollen Erfahrungen unserer modernen Welt, dass deren schönste Errungenschaften eine Schleppe von allerlei Missliebigkeiten mitziehen, die wir ‚Nebenfolgen‘ zu benennen gelernt haben. Die einen halten das für Untertreibungen, die anderen für lästige Fußnoten des Haupttextes.“ Blumige Worte, mit denen der Philosoph Hans Blumenberg vor allzu großen Erwartungen und Hoffnungen vor dem warnt, was wir gerne „Fortschritt“ nennen. Diese Mahnung gilt, wie könnte es auch anders sein, ebenso für diejenigen Errungenschaften und Erfolge, die wir dem Simultaneismus zu verdanken glauben. Auch die zuweilen paradiesisch klingenden Verheißungen des zeitverdichtenden Multitasking sind nicht ohne lästige „Nebenfolgen“ zu haben. Mit den Chancen und Möglichkeiten der Vergleichzeitigung gehen unerwartete Risiken einher, unzureichend kalkulierbare Gefahren und Bedrohungen werden mit eingeschleppt. Sie zeigen sich bereits durch den offensichtlichen Sachverhalt, dass mit dem immensen Wachstum von Entscheidungsmöglichkeiten zugleich auch der Entscheidungsdruck wächst, und sie werden auch in denjenigen gefahrvollen Augenblicken sichtbar und erfahrbar, wo die subjektiven Kapazitäten der Konzentration und der Aufmerksamkeit nicht mehr mit der Intensität der Zeitverdichtung Schritt halten können.

Wie bei gesellschaftlichen Umbrüchen früherer Zeiten ebenso der Fall, so stellt sich auch heute wieder die Frage, ob der Mensch für jene Welt, die er sich geschaffen hat, überhaupt geschaffen ist? Besitzt er eigentlich die geistige, die physische und die psychische Ausstattung, um den Anforderungen des „Parallel-Processing“ nachkommen zu können? Hat er sie nicht, kann er sie denn entwickeln, kann er sie

trainieren, ist er überhaupt in der Lage, sie zu steigern – und wenn ja, bis zu welcher Grenze? Wo liegen eigentlich die Limits des Wachstums von Sensationen pro Zeiteinheit? Sollen diese ausgetestet werden, und wie hoch ist das Risiko dabei? Müssen die in jüngster Zeit gehäuft auftretenden Krankheitsbilder, wie etwa die „Aufmerksamkeitsdefizitstörung“ (ADS) bei Kindern und Jugendlichen sowie das „Cognitive overflow syndrome“ (COS) bei Erwachsenen, zu den unvermeidbaren Nebenwirkungen des Multitasking gezählt werden? Führt die Zunahme der Zeitverdichtung häufiger zu Erschöpfungszuständen, zu verstärkt auftretendem Burn-out und depressiver Verstimmung? Könnte es sein, dass die Hochgeschwindigkeitsmedien und deren virtuellen Welten in immer größerem Umfang als Ersatz für die zunehmende Unfähigkeit hergenommen werden, verlässliche, langfristige Beziehungen einzugehen? Kurz gesagt: Ist die Erwartung, durch mehr Zeitverdichtung mehr Leben ins Leben bringen zu können, vielleicht doch nur einer der großen Irrtümer unserer Zeit? Gehen wir möglicherweise dabei nur unseren selbst fabrizierten Illusionen auf den Leim? Und könnte es nicht sein, dass der ganze Simultanismus zu nicht viel mehr imstande ist, als den Tumult in einer sich mehr und mehr zerstreuen Gesellschaft zu erhöhen, und dass dann schließlich, wie Novalis es bereits befürchtet hat, „keine Zeit zum stillen Sammeln des Gemüths, zur aufmerksamen Betrachtung der inneren Welt übrig bleibt.“

Neurowissenschaftler, Psychologen, aber auch Unternehmensberater raten zur Vorsicht beim Einsatz von Zeitverdichtungsstrategien. Sie empfehlen den durchdachten, kontrollierten Einsatz von Multitasking und raten dabei zu zeitlicher und situativer Begrenzung. Einige Experten sprechen sich für ein dosiertes Zurückfahren der bereits erreichten Intensität der Vergleichzeitigung aus. Zu viele Parallelhandlungen, so argumentieren sie, schränken sowohl die Konzentrations-, als auch die Leistungsfähigkeit ein. Sie warnen u.a. vor einem naiven, unreflektierten und unkontrollierten Einsatz des Internet, da es erwiesenermaßen Suchtcharakter aufweist. Kognitionsexperten geben zu Bedenken, dass das Multitasking die Fehlerhäufigkeit steigen lässt und sich dabei die Bedingungen der Verarbeitung von Informationen verschlechtern. Dies tritt besonders dann ein, wenn zuviel auf einmal getan wird, wenn beispielsweise Computer, Handy und die eigenen Kinder zugleich um die Aufmerksamkeit der Eltern kämpfen. Telefonierende Autofahrer, auch dieser Sachverhalt wurde durch eine ansehnliche Zahl von Studien belegt, gefährden, selbst beim Einsatz einer Freisprechanlage, nicht nur sich selbst, sondern auch die übrigen Insassen und andere Verkehrsteilnehmer. Das Unfallrisiko vervierfacht sich dadurch und die Reaktionsfähigkeit der am Steuer Telefonierenden reduziert sich auf die eines Angetrunkenen mit 0,8 Promille Blutalkohol.

Studien von Unternehmensberatern kommen zu dem Ergebnis, dass mehr als die Hälfte der in den Betrieben aufgelegten Projekte wegen mangelnder Gründlichkeit und zu knapper Zeitökonomie zum Scheitern verurteilt sind. Verdichtete und immer enger geplante und vorgegebene Zeitpfade, dazu noch ein einseitig auf die Steigerung des Tempos ausgerichteter Blick auf Höchstleistungen und ein ra-

scher Wechsel von Wahrnehmungsinputs, rauben der Arbeit und den Arbeitenden jegliche Erfahrung von Kontinuität und Stetigkeit. Das wiederum führt gehäuft zu Pseudo-Aktivität, bei der das Abarbeiten von Informationen nicht selten mit substantieller Arbeit verwechselt wird. Mit einer selten anzutreffenden Offenheit deutet der Abteilungsleiter eines großen deutschen Elektronikkonzerns einige jener Modernisierungsschäden an, die von der Vergleichzeitigung im Rucksack mit sich geführt werden. Seine Schilderung in einer Rundfunksendung bestätigt die Vermutung Einsteins, dass der Fortschritt in wenig mehr, als dem Austausch neuer gegen alte Sorgen und Probleme besteht: „Sie können heute nicht mehr nur noch Aufgaben sequentiell abarbeiten, sondern müssen parallelisieren. Aber diese Parallelisierung in Meetings sollte nicht dazu führen, dass man parallel einem meeting beiwohnt und womöglich auch noch Referent und Speaker oder sogar Moderator in einem Meeting ist. Parallel SMS annimmt, schreibt, E-Mails beantwortet, bzw. mit der Sekretärin den nächsten Termin verabredet. Dinge, die in Unternehmen, wie dem unsrigen noch passieren. Aber, das denke ich, ist eine Unart, bei der wir auch jetzt langsam merken, dass wir dadurch in der Summe nicht schneller werden.“

Das Gehirn, in diese Richtung argumentieren auch Medizinpsychologen und Hirnforscher, ist grundsätzlich nicht in der Lage, sich auf zwei oder mehr Abläufe gleichzeitig zu konzentrieren. Die verfügbare Aufmerksamkeit ist organisch begrenzt und setzt schon aus diesem Grund der maßlosen Steigerung von Sensationen pro Zeiteinheit enge Grenzen. Der Mensch, das müssen auch Simultanten zu ihrem großen Bedauern erkennen, verfügt nur über begrenzte Aufmerksamkeitsressourcen. Die Kapazitäten der Informationsverarbeitung sind organisch limitiert. Alles, was in Richtung einer Erweiterung getan werden kann, ist eine Verschiebung der Gewichte zwischen den Gegenständen und Ereignissen, auf die man seine Aufmerksamkeit ausrichtet. Daher ist es auch heutzutage noch durchaus vernünftig – und auch empfehlenswert – beim Genießen eines guten Weines und beim Verzehr eines wohlschmeckenden Mahls, die Aufmerksamkeit monokausal auf den Genuss dessen, was man isst und trinkt, hin zu fokussieren. Das gilt analog auch für annähernd alle anderen Genüsse des Lebens

Simultanten sind, wie die meisten leidenschaftlichen Menschen, für Illusionen anfällig. Sie verwechseln beispielsweise gerne das, was ihnen der Computer vorgibt und sagt, mit Eigenverantwortlichkeit, Souveränität und Lebensqualität. Illusionen gehen sie auch auf den Leim, wenn sie die mit der Vergleichzeitigung einhergehenden Zuwächse an Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten mit dem Wachstum substantieller Freiheiten verwechseln. Expandierende Entscheidungsspielräume machen nur dort freier, wo das, worüber entschieden wird, auch mehr Freiheit schafft. Die ausschließlich numerische Zunahme von Wahlmöglichkeiten, das Wachstum von Alternativen führen nur dann zu größerer Zufriedenheit und besserer Lebensqualität, wenn das, für das man sich schließlich entscheidet, auch zufriedener macht. Das einem Häftling großzügig offerierte Angebot, sich in der Strafanstalt seine Zelle selbst aussuchen zu dürfen, macht den Gefangenen weder freier noch zufriedener.

Wer die mit dem Wandel des Zeitkonzepts einhergehenden Chancen sinnvoll und produktiv zu nutzen vor hat, muss sie zuvor erst einmal realistisch einschätzen. Das nun bedeutet nichts anderes, als sich der Möglichkeiten, aber auch der Gefahren und Risiken bewusst zu werden, die mit der Zeitverdichtung und dem Multitasking einhergehen. Die Verheißungen einer „Tischlein-deck-dich-Welt“ verführen die Menschen nicht selten dazu, sich für freier, ungebundener und unabhängiger zu wähnen, als sie es in Wirklichkeit sind. So beispielsweise glauben sie sich häufig frei und unabhängig von den Ereignissen und den Zeitdynamiken der Natur, ihrer eigenen und der um sie herum. Und doch spätestens dann, wenn ihr Herz zu stolpern beginnt oder wenn ihnen ein Mückenschwarm im Urlaub den herrlichen Sonnenuntergang vermiest, müssen sie einsehen, dass es mit dieser Freiheit von der Natur nicht weit her ist, und dass sie weiterhin von ihr abhängig sind, da sie Teil von ihr sind. Das bleiben sie auch weiterhin, trotz ihrer bewundernswerten kulturellen und technischen Fortschritte und Errungenschaften bei der Domestizierung der Natur. In diesem Sinne kann auch nur dann, wenn die hyperaktiven Zeitmuster des Simultaneismus die menschlichen und außermenschlichen Rhythmisierungen der Natur achten und beachten, von mehr „Zeitfreiheit“ gesprochen werden. Unverzichtbar sind dafür Maße für ein „genug“, fürs „zuviel“ und auch fürs „zuwenig“. Die gilt es zu finden, zu beachten und ins Alltagsleben zu integrieren.

Wieder mal ist es an der Zeit, daran zu erinnern, dass der Mensch in dieser Welt nicht nur etwas macht, sondern dass ihm auch etwas geschieht. Der Mensch hat die Zeit nicht in seinem Besitz, der Mensch ist die Zeit. Das ist auch der Grund, weshalb die Schnelligkeit ebenso Grenzen hat – die wir inzwischen erreicht haben – wie auch die Zeitverdichtung – deren Grenzen wir heute noch nicht kennen. Die aggressive Werbung der Uhrenfirma Swatch: „Time is what you make of it“, ist eine verführerische, und gerade deshalb eine gefährliche Lüge. Es stimmt auch nicht, was die Telekom in einem Anfall von Größenwahn behauptet, dass auf dem Informations-Highway kein Tempolimit existiere. Das alles sind Unwahrheiten, die unterstellen, man könne sich von den Maßverhältnissen der inneren und der äußeren Natur lösen, um frei und nach Belieben über sie zu verfügen. Solange der Mensch beim Surfen im World Wide Web hungrig wird, solange er vor der Glotze einschläft, muss er sich auch mit der Tatsache abfinden, dass das Internet kein Brot backt und dass man Fernsehköche zwar satt bekommen kann, diese aber nicht satt machen können. „Die Realität“, so Woody Allens durchaus beachtenswerter Hinweis, „ist der einzige Ort, an dem man ein anständiges Steak bekommen kann.“ Drum aufge-merkt: Die entscheidenden Dinge des Lebens geschehen weiterhin analog.

Das von der Werbung in immer zu grellen und zu lauten Tönen angepriesene irdische Paradiesprogramm, rund um die Uhr, sieben Tage die Woche, arbeiten, konsumieren und Spaß haben zu können, unterschlägt und ignoriert die Naturgebundenheit des Menschen. Es unterstellt die temporäre Maßlosigkeit und wirbt mit dem Versprechen pausenlosen Glücks. Die netzbasierten Paradiese aber unterscheiden sich nun mal fundamental vom biblischen Garten Eden. In diesem war der Mensch be-

kanntlich wunschlos glücklich, in den paradiesischen Landschaften von Microsoft, Apple und Telekom hingegen ist er gezwungen, pausenlos und in immer kürzeren Abständen neue Wünsche zu produzieren, um dann niemals wirklich glücklich und zufrieden werden zu dürfen. Das Glück kommt nun mal weder in verdichteter Form, noch „on demand“ und schon gar nicht „just in time.“ Es kommt, wenn überhaupt, nur im rechten, im überraschenden, unkalkulierbaren Augenblick. Um das zu erleben, muss man nicht schneller werden und auch nicht immer mehr zur gleichen Zeit tun. Im Gegenteil, man muss das können, was uns derzeit ausgetrieben wird, man muss warten können.

Und an noch etwas gilt es zu erinnern: Der Mensch lebt sich nun mal unweigerlich zu Tode. Daran führt kein Weg vorbei. Das weiß er, und weil er das weiß, will er es lieber nicht wissen. Neuzeitliches Fortschrittsdenken und Endlichkeitsdemut lassen sich, Hans Blumenberg hat auch darauf hingewiesen, nicht mehr versöhnen. Das Bewusstsein der Endlichkeit, die Demut vor der Vergänglichkeit hinterlässt im gehetzten Alltagsleben nur mehr wenige Spuren. Endlos und pausenlos senden die Rundfunk- und die Fernsehanstalten ihre Programme in die Wohnzimmer, endlos und pausenlos laufen die Maschinen in den Fabriken, endlos und pausenlos wird produziert, konsumiert, amüsiert und informiert. „Beratung ohne Ende“ verkündet mir meine Bank ganz stolz – und vergisst mir dabei zu sagen, ob es sich hierbei um ein Angebot oder eine Drohung handelt. Im Internet findet die Endlosigkeit ihre perfekte Erfüllung: Es schläft nie, kennt keine Mittagspause, geht nicht in Urlaub, wird nicht krank und findet kein Ende. Nichts anderes streben auch die Simultanten an. Doch es existiert ein Leben jenseits von Google. Und so lange ein Kaffee- stündchen mit lieben Freunden und Freundinnen mehr Zufriedenheit in die Welt zu bringen vermag, als tausend E-Mails, empfiehlt es sich, die wirkliche Wirklichkeit nicht ganz aus dem Auge zu verlieren. Um das sicherzustellen, gibt es Supervisorinnen und Berater.

Zum Weiterlesen

Karlheinz Geißler: Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort, Freiburg 2007.

Karlheinz Geißler: Alles Espresso – kleine Helden der Alltagsbeschleunigung, Stuttgart 2008.

Karlheinz Geißler: Lob der Pause – Warum unproduktive Zeiten ein Gewinn sind, München 2010.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Karlheinz Geißler, Schlechinger Weg 13, 81669 München